

Hansjörg Siegenthaler

Klüger werden



Geboren 1933 in Interlaken. Studium der Wirtschaftsgeschichte in Verbindung mit Volkswirtschaftslehre an der Universität Zürich. Promotion 1963, Studienaufenthalt an der Harvard University 1964–66, Habilitation 1968. Professur für Allgemeine Neuere Wirtschaftsgeschichte und Spezielle Gebiete der Volkswirtschaftslehre an der Universität Zürich von 1970 bis 1998. Forschungen über Probleme langfristiger wirtschaftlicher Entwicklung im internationalen Vergleich. Theoretische und historische Analyse der Interdependenz ökonomischen, kulturellen und politischen Wandels. Die Bedeutung sprachtheoretischer Ansätze für die Ökonomie. Neuere Publikationen u.a.: *Regelvertrauen, Prosperität und Krisen: Die Ungleichmäßigkeit wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung als Ergebnis individuellen Handelns und sozialen Lernens. Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften*. Bd.81, Tübingen, 1993. „Wege zum Wohlstand: Das Beispiel der USA, der Schweiz und Brasiliens“. In *Lebensstandard und Wirtschaftssysteme*, herausgegeben von Wolfram Fischer. Frankfurt a.M., 1995, S.174–211. „Geschichte und Ökonomie nach der kulturalistischen Wende.“ In *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999), S.276–301. – Adresse: Zweiackerstraße 28, CH – 8053 Zürich. E-mail: Hansjoerg.Siegenthaler@access.unizh.ch.

Man bettet sich so, wie man gerne liegen möchte: Dies die zentrale These ökonomischer Handlungstheorie. Man weiß nicht immer, wie man sich zu betten hat, um bequem zu liegen, und allzu häufig weiß man auch nicht, auf welchen Wegen man zum Wissen kommt, das man eigentlich brauchte: Dies eines der zentralen Probleme ökonomischer Handlungstheorie. Ich kam nach Berlin ans Wissenschaftskolleg, um mich dieses Wissensproblems anzunehmen, lesender- und schreibenderweise, aber auch im Gespräch mit einer Gruppe von Fellows, die sich vierzehntäglich trafen, um unter anderem über eben dieses Problem Gedanken auszutauschen (vgl. dazu den Arbeitsbericht über „Kulturelle Grundlagen ökonomischer

mischer Rationalität“). Dabei ließ ich mich zunächst von zwei Überlegungen leiten. Erstens verhelfen in einer bewegten Welt Erfahrungen nicht umstandslos zu jenen Einsichten, die man mit dem Blick auf eine offene Zukunft braucht, und zweitens stützt man sich mit Vorteil, das heißt aus guten ökonomischen Gründen, nicht allein auf persönliche Erfahrung. Zukunftsbezogenes Handeln bedient sich der Modellierungen von Handlungschancen und Handlungsfolgen, die die Bestände an verfügbarer Erfahrung überziehen; immerhin können sie sich an Erfahrungen, eigenen und fremden, abarbeiten. So liegt es nahe, in den Beständen an verfügbarer Erfahrung die Selektoren zu sehen, an denen sich unsere Modellierungen zu bewähren haben. Auseinandersetzung mit unvertrauter Erfahrung macht uns klüger, so die Vermutung, indem sie den Spielraum verengt, der der Entfaltung unserer Irrtümer offen steht. Aber was sind „verfügbare Erfahrungen“? Wie werden Erfahrungen anderer Menschen für uns verfügbar? Wie eignen wir uns diese an?

Ich hielt als Wirtschaftshistoriker, dem Archivstaub nicht ganz fremd ist, für besonders attraktiv, von jenen Erfahrungsbeständen auszugehen, die in Sprache gefaßt sind und uns als Texte vor Interpretationsprobleme stellen. Sie führen uns an Dinge heran, die außerhalb unserer persönlichen Wahrnehmung liegen, an vergangene Dinge, an Dinge jenseits der Grenzen unserer persönlichen Erlebniswelt. Wenn wir uns durch „mediatisierte Erfahrung“ – den Begriff verdanke ich Aleida Assmann – belehren, ja zurechtweisen und von allzu abenteuerlichen Vorgriffen auf die Zukunft abhalten lassen wollen, dann drängt es sich auf, möglichst befremdliche Erfahrung zur Kenntnis zu nehmen. Nun fordern befremdliche Texte vom Leser aneignende Interpretation, vielleicht Übersetzungsarbeit. Ökonomisch nutzbare Klugheit gewinnt man als smarter Interpret dessen, was befremdet. Das akademische Jahr am Kolleg bot mir die willkommene Gelegenheit, die Probe aufs Exempel zu machen und mich auf Dinge einzulassen, die jenseits jenes Bereiches liegen, für den ich mich kompetent halten könnte, auf Texte nämlich analytischer Sprachphilosophie, insbesondere auf das Werk von Donald Davidson und auf die Auseinandersetzung, die zur Zeit jüngere deutsche Philosophen mit diesem Werk führen. Kontakte zu Oliver Scholz und Hans Rott und erste Lektüren ihrer Arbeiten leisteten mir dabei ganz entscheidende Lesehilfe; Gespräche mit Viktor Vanberg erschlossen mir neue Problemzusammenhänge.

Meine Grenzüberschreitungen führten mich freilich zu meiner nicht geringen Überraschung recht bald auf vertrauten Boden zurück. Zu den Kerngedanken der Interpretationslehre von Donald Davidson gehört die Vermutung besonderer heuristischer Bedeutung der für die Ökonomik zentralen Rationalitätsunterstellung, die Vermutung, man treffe im Text wie in anderen empirischen Belegen auf einen Autor, der konsistent und

kohärent denkt und handelt. Die Rationalitätsunterstellung findet dabei eine Begründung im Zweck, den die Textinterpretation hier in gewissermaßen klassischer Weise verfolgt: Nicht bloß dem Text und seiner Sprache, sondern dem Autor gerecht zu werden, seinen Intentionen, seinen Überzeugungen. Das klingt ganz unzeitgemäß, wenn man den Verlagsleiter der Deutschen Grammophon-Gesellschaft reden hört, der uns bloß noch Interpretationen, keine einem Verfasser zurechenbaren Werke mehr verkaufen will. Und weil es unzeitgemäß ist und postmodernes Vergnügen am konstruktiven Experiment verlustreich zu schmälern droht, verlangt es gewiß auch eine sehr elementare, sehr basale Grundlegung. Ich meine verstanden zu haben, daß die analytische Philosophie zu solcher Grundlegung maßgebliche Einsichten beiträgt: Nur wer in holistischer Weise sowohl Intentionen und Überzeugungen als auch die Textbedeutung ins Visier nehme, habe überhaupt eine Chance, sich vom Text zu bestimmter Interpretation hinführen zu lassen und das offene Feld möglicher Interpretationen einzugrenzen. Da nun jedoch auch eine holistische Sichtweise den verfügbaren Belegen mehr abverlangt, als sie leisten können, etwa so wie ein System von n Variablen ein Gleichungssystem von $n - 1$ Gleichungen überfordert, hat sich an die Seite induktiver Erschließung der Textbelege die deduktive Strategie der Rationalitätsunterstellung zu stellen. Natürlich schmälert es die heuristische Bedeutung der Rationalitätsunterstellung keineswegs, wenn der Text voller Widersprüchlichkeiten zu sein scheint; je abstruser der Gegenstand, umso weniger kann der Interpret als Beobachter der Heuristik der Rationalitätsunterstellung entreten. Fast ist man geneigt zu sagen, es sei die Rationalitätsunterstellung des Interpretens das Korrelat zu einer Welt voller Ungereimtheiten. Sie ist daher auch nicht an „Systemrationalität“ gebunden.

Inwiefern verwies nun die wachsende Vertrautheit mit der neuen Welt „radikaler Interpretation“ auf angestammtes wirtschaftswissenschaftliches Terrain zurück? Was die besonders lupenreinen Vertreter neoklassischer Wirtschaftswissenschaft getan haben oder noch tun, zeigt frappante Ähnlichkeiten zur Hermeneutik der Rationalitätsunterstellung, wie sie Donald Davidson entfaltet. Konsistenz- und Kohärenzvermutungen, „presumptions“ (Edna Ullmann-Margalit) spielen hier wie dort eine ganz zentrale Rolle. Die Ökonomik schreibt dem Akteur Rationalität zu: Konsistenz seiner Handlungen bezüglich seiner Präferenzen und der Welt, in der er handelt, und sie bemüht sich darum, Änderungen seines Handelns auf Änderungen der Welt zurückzuführen. Dabei erscheinen in ihrem Blickfeld durchaus auch propositionale Einstellungen der Akteure, freilich ohne daß sie sich diese aufgrund geeigneter Belege wirklich erschließt: Sie thematisiert Präferenzen, verzichtet jedoch in aller Regel darauf, sie in psychologischen oder anthropologischen Termini zu

beschreiben. Stattdessen schreibt sie den Präferenzen eine bestimmte logische Struktur zu. So ersetzt die Unterstellung von Rationalität die inhaltliche Bestimmung von propositionalen Einstellungen, während in der Heuristik der „radikalen Interpretation“ diese Unterstellung die Bestimmung propositionaler Einstellungen eben ergänzt. Dies gilt auch noch für die neue Formulierung der Haushaltstheorie, wie sie von Gary Becker und anderen in den siebziger Jahren entworfen wurde; immerhin erstreckt sich nun hier das Interesse an propositionalen Einstellungen auch auf „Alltagstheorie“, auf die „beliefs“ der Akteure. Zumindest bezeichnet diese Modellierung die Leerstelle, die eine gehaltvolle Bestimmung von Alltagstheorien zu besetzen hätte. Sie bringt zum Bewußtsein, daß die Menschen anders handeln, wenn sie klüger werden, doch kümmert sie sich um die Heuristiken nicht, die sie klüger werden lassen.

Ein Vergleich der Heuristik „radikaler Interpretation“ mit neoklassischen Versionen des „rational-choice-Ansatzes“ zeitigt mindestens vier Ergebnisse. Was man von Davidson lernt über den heuristischen Nutzen der Rationalitätsunterstellung, gilt mutatis mutandis natürlich auch für die Ökonomie: Sie dient dazu, auch unvertrautes Handeln, befremdliches Handeln wohlwollend zu interpretieren, Verständnis aufzubringen für Dinge, die man sonst allzu schnell als skurril abstempeln und der Aufmerksamkeit entziehen würde. Zweitens legitimiert der Vergleich die Praxis der Ökonomen, ihre Heuristik der Rationalitätsunterstellung auf jeden beliebigen historischen oder sozio-kulturellen Kontext anzuwenden: Nicht deshalb, weil Menschen unter psychologischen, anthropologischen oder sozialen Aspekten immer und überall dieselben wären, sondern darum, weil man ihnen immer und überall näherkommt, wenn man ihnen Rationalität unterstellt. Drittens macht der Vergleich gewiß auch auf offenkundige Defizite des ökonomischen Ansatzes aufmerksam. Die Rationalitätsunterstellung macht eine Klärung propositionaler Einstellungen nicht entbehrlich. Es drängt sich auf, die formale Berücksichtigung von Alltagstheorien, wie sie von der neuen Theorie des Haushalts schon gepflegt wird, in eine inhaltliche überzuführen, Wege zu beschreiten, auf denen sich Alltagstheorien erschließen und empirisch gehaltvolle Hypothesen über Erwerb und Wandel von Alltagstheorien bilden lassen. Man muß sich also klüger machen bezüglich der Art und Weise, wie sich Menschen klüger machen. Vielleicht drängt es sich dabei auf, die notorische Scheu der Ökonomen vor dem, was Menschen in Sprache fassen, preiszugeben, neben kontrollierten statistisch-ökonomischen Verfahren auch kontrollierte hermeneutische Verfahren als wissenschaftliche Heuristiken zu pflegen, die Ökonomie, die sich zur exakten Sozialwissenschaft zu stilisieren versucht hat, in den Schoß der „Humanwissenschaften“ zurückzuführen. Daß Davidson von einer „unified theory of interpretation and

action“ spricht, daß er wenig hält von der konventionellen Unterscheidung zwischen „Erklärung“ und „Verstehen“, daß er dabei seine „unified theory“ von Psychologismen eher fernhalten möchte, nimmt man in diesem Zusammenhange natürlich mit größtem Interesse zur Kenntnis. Jedenfalls spricht alles dafür, Vorgänge des Verstehens, Heuristiken des Verstehens in Erklärungsmodelle einzubeziehen, weil sie maßgebliche Elemente aller Lernprozesse sind.

Das akademische Jahr am Wissenschaftskolleg bot mir auch Gelegenheiten, die angesprochenen theoretischen Gedankenexperimente auf den Prüfstand historischer Arbeit zu bringen und auf ihren heuristischen Nutzen zu überprüfen, so etwa in der thematischen Gestaltung zweier Tagungen des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte. Diese Tagungen setzten sich mit der Frage auseinander, inwiefern Erfahrungsverlust im Sinne des Verlustes an gegenwarts- und zukunftsrelevanter Aneignung von Traditionsbeständen während der Zwischenkriegszeit mitverantwortlich waren für das Aufkommen totalitärer Herrschaftssysteme. Außerdem bemühte ich mich in einem Referat, das ich im Rahmen der AGORA-Konferenz des Wissenschaftskollegs vom 4.–6. März hielt, um interpretierende Aktualisierung von historischen Tatbeständen mit dem Zweck, Leitplanken zu definieren, in die man die Debatten über die Zukunft der Arbeitsmärkte zu verweisen hat. Wenn es denn gelänge, aus interpretierten Traditionsbeständen die Leitplanken des Gesprächs zu machen, hätte dies einen Gewinn an Zielstrebigkeit aller Bemühungen um die Lösung gravierender ökonomischer Probleme zum Ergebnis: Dies das pragmatische Fazit der theoretischen Argumente.

Die falsifikatorische Lerntheorie, die ich angesprochen habe, läßt natürlich ein zur Selbstreflexion: Das Wissenschaftskolleg ist ein idealer Ort der laufenden Selbst- und Fremdkorrektur. Im Regelfall bekommt man auf Äußerungen, die man beim Mittagessen dem Gesprächspartner unbedarft zumutet, Antworten des folgenden Zuschnittes zu hören: „dazu habe ich eben ein Buch geschrieben“; „dazu habe ich schon vor Jahren ein Buch geschrieben“; „dazu schreibe ich gerade ein Buch“; „auch dazu werde ich demnächst ein Buch schreiben“! Dies hat zur Folge, daß sich im Laufe eines akademischen Jahres viele jener Forschungslücken, mit denen man nach Berlin kam, in Bildungslücken verwandeln: Bildungslücken, die man nur zu schließen braucht, um allzu abenteuerliche Gedankenflüge abubrechen. Man begibt sich am Kolleg in evolutive Prozesse, in denen sich selegierende Einflüsse ungemein wirkungsvoll zur Geltung bringen. Und was diesen Einflüssen standhält, wird man dann wirklich getrost nach Hause tragen. Nur wäre man ein schlechter Beobachter seiner selbst, besänne man sich nicht auch auf die Hartnäckigkeit, mit der man Dinge, die einem lieb und teuer sind, vor allen Einflüssen abschirmt. Auch

wenn man gewisse Prämissen des ökonomischen *mainstream* für diskussionsbedürftig hält, will man sich seinen methodologischen Individualismus nicht austreiben lassen, und wenn man den Akzent auf Rationalitätsunterstellungen legt, statt die Anthropologisierung der Rationalitätsprämisse zu betreiben, bleibt einem der Rationalitätsbegriff eben doch ein heuristisch unentbehrliches Instrument. Wenn die Ökonomen am Kolleg eine kleine Randgruppe darstellen, dann werden sie als minoritäre Außenseiter in manchen ihrer Überzeugungen wundersam gefestigt.

Nun spricht aber fast alles, was das Kolleg für Kopf und Herz anbietet, nicht den Vertreter seines Faches an, sondern den interessierten Zeitgenossen, den Musik- und Kunstliebhaber, den neugierigen Beobachter einer Wissenschaftsszene, die auch dort fasziniert, wo sie dem Außenseiter nur begrenzte Zugänge bietet. Besonders nachhaltig wirken die musikalischen Ereignisse des akademischen Jahres nach, die uns die Kurtágs, das Artemis Quartett und dessen Mentor Walter Levin beschert haben. Man wird zeitgenössische Musik nicht mehr so hören in Zukunft, wie man sie zuvor gehört hat. Ein Suchtbildungsprozeß ist in Gang gekommen mit allen Entzugserscheinungen, die er beschert. Die Suchtmittel wird man sich künftig in wachsenden Dosen beschaffen wollen, beschaffen müssen. Suchtbildung gewiß nicht bloß im Hinhören auf Musik: Das Wissenschaftskolleg, seine Küche, seine Fellowdienste, seine wunderbaren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sie alle haben uns mit Behaglichkeiten vertraut gemacht, denen wir uns mit wachsender Selbstverständlichkeit überlassen haben. Hier werden uns weder Sucht- noch Ersatzmittel zur Verfügung stehen; nur rigorose Entziehungskuren werden Remedur schaffen.